

Erinnerungen. Früher war es anders. Seit man aber vor vier Jahren am Ostermorgen beim Steingarten auf der Donaubrücke den gelben Rosenkranz und den kleinen braunen Hut gefunden hatte, dabei einen Abschiedsbrief mit den letzten feinen Schriftzügen der Hilde, des einzigen Kindes der Hellwigsleute, war es aus mit der Lebensfreude und den glatten Gesichtern. Gram grub Furchen in die Jüge Schweigen verdrängte das fröhliche Gespräch.

Zuerst vermochten sie das Schreckliche nicht zu fassen. Wenn Hilde auch trotz aller Mühe keine Stellung finden konnte, brauchte sie doch nicht gleich ins Wasser zu gehen. Niemand hatte ihr etwas anmerkt, keinen Hauch von Lebensmüdigkeit, kein Verweilen. Es konnte nicht stimmen. Als man aber nach acht Tagen unterhalb der Donaubrücke eine alte Wand gepflückt, stark aufgedunsene Mädchenleiche fand, erkannten die beiden Alten in ihr obwohl die Leiche fast unkenntlich war, ihre unglückliche Tochter. Sie ließen die Leiche in aller Stille beisehen und errichteten dem einzigen Kind einen schönen Grabstein.

Jeden Sonntag besuchten sie das Grab der Tochter und pflegten es gut. Jedesmal zu Ostern holten sie den Abschiedsbrief Hildegards herbei, dessen klare, feine Schriftzüge von dem schlimmern Entschlafenen Kenntnis gaben. Die Buchstaben der Toten standen wie späte Lilien und stießen beim Lesen die Herzen der beiden Alten munter. Auch in diesem Jahre holte Vater Hellwig den zerstückelten Brief aus der Lade, als beide von einem frühen Besuch der Grabstätte nach Hause gekommen waren. Er hielt den Brief in der Hand und betrachtete die spitzigen Buchstaben. Seine Frau schaute stumm in ihren Schoß.

In diesem Augenblick klingelte der Postbote und gab einen Brief ab. Frau Hellwig besah ihn unschlüssig und reichte ihn ihrem Mann. Der betrachtete, wie geistesabwesend, erstaupte die bunte fremde Marke und entzifferte den Poststempel. „Rio de Janeiro.“ Er schüttelte den Kopf und verglich die Adresse. Es stimmte. Die Schrift kam ihm merkwürdig bekannt vor. Er hielt Hildegards Abschiedsbrief daneben und rief: „Frau, sieh mal, wie ähnlich diese beiden Schriften sind, soll man solche Ähnlichkeit für möglich halten! Von wem mag der Brief wohl kommen?“

Unschlüssig öffnete er mit dem Taschmesser die Hülle, rückte die Brille zurecht und las laut: „Meine lieben Eltern!“ — Er stutzte und meinte, das müsse ein Irrtum sein. Er schaute noch mal auf die Anschrift. Es stimmte. Dann las er die Unterschrift: „Eure Euch stets liebende Tochter Hilde!“

„Frau, was ist das? Will uns jemand verhöhnen?“

Frau Hellwig nahm den Brief, schaute hinein und sagte bestimmt und mit totenblauem Gesicht: „Das ist Hildegards Schrift!“

Da sahen sich die beiden Alten an und dachten an Spuk und Schabernack. Die Frau sagte sich zuerst und meinte, er solle mal vorlesen was in dem Brief steht, dann werde man ja sehen.

Eine Weile konnte Hellwig vor Aufregung nichts sehen. Dann las er mit stockender Stimme, Hilde biete die Eltern um Vergebung für den ihnen angetanen Schmerz. Sie hätte damals, als sie keine Stellung bekam, den Entschluß gefaßt, nach Südamerika auszuwandern, hätte aber niemand in ihre Pläne einreden wollen. Wäre ihr Lebensschiff in der Fremde gestrandet und sie im Elend verkommen, so hätte es niemand erfahren. Dann sei es besser für die Eltern gewesen, sie für eine Tote zu halten. Deshalb habe sie den Selbstmord vorgetäuscht, sich aber in Brasilien durchgekämpft, bereits Geld erpart und gedachte, sich in nächster Zeit gut zu verheiraten. Ein Bild lege sie bei. Wenn es ihr weiter gut gehe, würde sie in einigen Jahren ihre



Eltern besuchen. Erschöpft hielt der alte Hellwig inne und wachte sich benommen die dühen Schweißtropfen von der Stirn. Im Brief umschloß lag noch ein kleiner Umschlag, der ein Bild und fremde Geldscheine enthielt. Der Alte betrachtete das Bild und erblachte. Nun betrachtete es auch die Mutter. Sie rief sofort: „Das ist Hilde! Wie gut sie aussieht!“ „Wenn es nur kein Schwindel ist! Wir haben sie doch damals in der Toten genau erkannt“, meinte bedenklich der Alte. Da er eiferte sich die Frau; das könne kein Schwindel sein. Das Mutterauge sah genau. Das sei Hilde. „Uebrigens konnten wir die Tote damals auch gar nicht mehr erkennen. Sie hatte mit Hilde nur die gleiche Größe und dieselben schwarzen Haare, und die Kleider waren geruchlos.“

„Aber wer war denn die Tote?“ fragte Hellwig. „Freu Dich nur nicht zu früh! Ich will erst mal beim brasilianischen Konsul Erkundigungen einziehen. Sicher ist sicher.“

Die Mutter betrachtete am hellen Licht des Fensters das Bild noch einmal genau. Sie mußte, daß es Hilde war. Die Tote einer Mutter ist groß, und sie irrt sich nicht.

Da begannen die Osterglocken feierlich zu läuten. Die beiden Alten schüttelten mit tränenreichen Augen die Hände und beteten stillen Dank. Dann wusch sie mit ihrer Freude nicht mehr, und sie ergingen sich in den gemäßigtesten Vermutungen und lösten immer wieder den Brief. An dem Bild der Tochter konnten sie sich nicht satt sehen, und sie merkten es selber kaum, daß nun wieder die Sonne herrlich strahlte und wieder Licht um sie war.

Nach einiger Zeit erhielten sie die Bestätigung vom brasilianischen Konsulat. Die unbekannte Tote lag in der Grabstätte ruhen. Wer weiß, welche Not sie in den Toten trieb. Sie pflegten das Grab weiter wie bisher. Nur den Grabstein mit Hildegards Namen entfernten sie, und Hellwig selber zerstückelte ihn im Hofe mit einem Hammer.

Die Lüge

Osterfestsage von Paul Richard Hensel.

Während unten in Toos Fremde aus allen Ländern, Reiche, Kranke und Gefunde, sich vergnügten, saßen wir auf der Terrasse des Sanatoriums oft und gern mit Schwester Bettina zusammen, die wir wegen ihrer freimütigen Art, ihrer unermüdlichen Hilfsbereitschaft und ihrer klugen, alle Medizin verbrottenden Ansicht fast wie eine Kameradin schätzten.

„Eine gute Tat, ein Entschluß hilft oft mehr“, hatte sie einmal gesagt; „manchmal auch eine aufgemeinte Lüge.“

Und sie wußte viel von den Menschen zu erzählen, die hier gelebt hatten und nicht gefunden werden konnten, weil ihre Seele krank war als der Körper, und niemand sich darum kümmerte.

Auch am Osterfest saßen wir wieder in unseren langen Stühlen unter der warmen Vorfrühlingsonne. Die Majestät der Berge vor uns, die Einsamkeit, das Räuten der Glocken, das die klare Luft zu uns herauf, schufen stille und feierliche Gedanken, ein wenig Sehnsucht, ein wenig Erinnerung. Auch Bettina schien uns etwas stiller als sonst. Der eine und Andere hing an zu erzählen, Gedanken an Ostern, Erlebnisse und Deutungen — ach, man wird grüblerisch dort oben und such alles in der Welt zu deuten und zu enträtseln — und da sagte Bettina, die zwischen uns

„Auch ich will Ihnen sagen, wie ich den Ostern auffasse. Es gibt Dinge im Leben die nur einmal geschehen, aber Ansichten in uns gebären, die ewig bleiben. Als ich noch

jung war“, — wie gut ihr das Leben stand; sie war kaum dreißig — „war ich mit einem Ingenieur verlobt. Seine Frau geseit, sein Ehrgeiz führten ihn nach Südamerika. Dort hoffte er in zwei Jahren die Stellung zu gewinnen, welche die Grundlage für unser künftiges Leben bilden sollte. Zwei Jahre sind eine kurze Zeit nicht wahr? Und wie leicht ist ein inneres Verbundenbleiben durch Briefe! So denken wir.“

Aber wir vergessen, daß jeder, der eine Frau, der Andere dort, sein eigenes Leben weiter geht. So unberührt, daß davon oft nichts in den Briefen steht. Ich freute mich über die Erfolge meines Verlobten, und es war längst ein Jahr der Trennung vergangen, als ich spürte, daß wohl in seinen Briefen mehr denn sonst von Ausflügen, Plänen und Ausflügen stand, aber wenig von Sehnsucht und Heimverlangen. Ich hatte, ich weiß nicht warum, plötzlich das Verlangen, die Entfernung abzukürzen, das Verlangen zu erleichtern. Und da das nicht möglich war, ertrug ich mich manchmal dabei, einen ganzen Tag lang nicht an ihn gedacht zu haben. Es war gerade ein Ostertag, wie heute, als er mir schrieb, nun seien wohl die zwei Jahre bald um, aber er solle noch abwarten, man möchte ihn nicht entbehren. Für sein Fortkommen wäre es auch besser. Wenn ich es aber wünschte, käme er auch zurück.“

An einem Feiertag hat man genug Zeit zum Nachdenken. So ging ich in Gedanken die ganze vergangene und kommende Zeit durch. Ich liebte Verlobten seit sechs Jahren, hatte nie einen anderen Mann gekannt; uns beiden und allen Menschen, die von uns wußten, galten wir als der Begriff der Unlösbarkeit. Nun quälte er sich dort mit dem Gedanken an mich, die Rücksicht forderten; und ich wußte jetzt, er war nicht der Mann, der sein Leben mit einem jungen Mädchen teilen konnte, ehe er seinen Lebensinhalt, die Arbeit, das vorgestrichelte Ziel erreicht hatte. Sollte ich kleinlich sein und ihm den Weg zum Erfolg, zum Reichen seiner Tochter, und Pläne verstopfen? Sollte ich die Frist verlängern, nur damit er weiter durch den Gedanken gehemmt wurde: da irgendwo wartet ein Mädchen auf mich? Aber ich wußte auch, daß er trotz allem kommen würde, schriebe ich nur ein Wort der Sehnsucht.

Also blieb mir nur eins, um dem Auferstehungstag zu seiner Bedeutung zu verhelfen, um den Geliebten frei von Reue und Bedenken zu machen: Unmöglich zu sein statt ehrlich. Und darum schrieb ich ihm, er könne guten Gewissens bleiben und er dürfe mich auch vergessen, denn ich sei ihm nicht treu geblieben. — Ein paar Jahre später wußte ich, daß ich recht gehandelt hatte. Er ist zurückgekehrt und einer der bedeutendsten Männer seines Faches geworden. Seinen Namen kennen Sie alle! „Und wenn er nun den Weg zu Ihnen zurückfände?“ fragte einer von uns wie in Gedanken.

Bettinas Kopf senkte sich ein wenig. „Wäre er damals gekommen, hätte er an mich geglaubt, — ich war nur ein schwaches Mädchen und hätte gern widerrufen. Aber Auferstehung bedeutet den Beginn eines neuen Lebens. Und wer sie erlebt, muß sich über die Wege, die er gegangen ist und die er gehen wird, im klaren sein. Wir könnten nur jetzt etwas gewinnen, da wir nichts verloren haben! Hat er zu bereuen, daß ich jetzt hier sein darf und helfen, nicht nur einem helfen, sondern vielen?“

Da wurde es wieder still auf der Terrasse, und unsere Gedanken gingen verflochten zurück, als suchten sie Menschen, die neben uns gingen und denen wir für eine stumme Tat gebittet haben.

Verantwortlich: H. Seimelmann Altana. Druck und Verlag: P. A. Sang, Altana.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altanaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 14

Samstag, 7. April

1928

Ostern

Nun schneit aus märchenhaften Händen allnächtlich bunter Blumenregen, nun will die Sonne sich verschmücken und wartet dein an allen Wegen.

Und wie die östlichen Glocken in dieser blauen Morgenstunde ihr Lied von Turm zu Turm frohlocken, da hörst auch du den Ruf: Gefunde!

Und bist du noch so leidverspinnen, die Schatten müssen heut zerwehen, auch dich erweckt der Freudenbronn: das heilig große Auferstehen!

Kurt Bod.



Ostertag

Wie froh verjüngt schaut die Natur Mit wunderbarem Blick Dich an. Es singt und klingt durch Wald und Flur, Das Gnadenloos ist aufgelöst.

Erfülle Dich mit goldnem Schein, Den konnt das Osterlicht Dir schenken. O laß Dein Herz voll Liebe sein, Die wunderbar Dich führt und lenkt.

Und lausche diesem Freudenklang Von allen Glocken, nah und weit. Dann wirst Du mutlos nicht und bang In mancher Lebensdunkelheit.

Frans Gingia.

Die Blumenfrau

Osterfestsage von Paul Richard Hensel.

Wissen wir, wenn wir sorglos durch die Straßen gehen, wie vielen Schicksalen wir begegnen, wie viel Erleben in jedem Anfang und Ende wir streifen? Wenn am Osterfest die Menschen festlich gekleidet in die Kirche gehen oder in das erste Erwachen der Natur hinaus fahren, ahnen sie nicht, daß es auch für sie Erleber gibt, unbekannt, verborgene, gehreugte. —

An dem Schnittpunkt der drei großen Verkehrsstraßen der Stadt, im Halbrund zwischen Zeitungshaus, Tabakshändler und Blatthändler, stand seit Jahr und Tag eine alte Blumenfrau. Sie hatte stets eine hübsche Auswahl billiger Blumen und war für manchen der täglich vorbei hastenden Großstädter, die nichts als das Häuflerwerk und ihre Arbeitsstätte darin sahen, das Zeichen, daß es Frühling wurde, wenn man Blumen kaufen konnte und daß mit den roten und blauen Ostern im Korbe der Frau der Herbst gekommen war. Ohne Aufregung bot sie ihre Straußchen an, war zufrieden mit dem, was sie verdiente, und füllte die Umarmung ihres Lebens mit den vielen Gedrängen aus, die sie im Laufe des Tages von den vorübergehenden Menschen empfing. Aber das Uhrwerk ihres Körpers ging seit einigen Tagen nicht ganz zuverlässig — waren es die Beine oder das Herz? Das Stehen, das Ausbilden bei jeder Witterung fühlte ihr schwer; nur der Gedanke, krank, untätig, ohne Erwerb und ohne Pflege zu Hause zu liegen, schreckte sie so, daß sie jeden Morgen immer wieder ihren alten Verkaufstand einnahm.

Am Osterfestabend jedoch spürte die Frau, daß aller Wille nichts mehr gegen das Leiden vermochte, das ihrer Herr geworden war. Raum vermochte sie sich aufrecht zu halten, morgen, wußte sie, würde sie nicht mehr hier stehen. — Und da dachte sie gar nicht mehr an ihre eigene schlimme Lage, sondern nur an ihre Blumen, die nun verwelken mußten, und an die Menschen, die, jeder unbewußt, dazu beigetragen hatten, daß sie von ihrem Plätzchen mit Augen und Gedanken an dem bunten Leben, das sich vor ihr abspielte, teilnehmen konnte. Wenn nun morgen ein Jüngling kam, der seiner Liebsten ein paar Blumen versprochen hatte und die alte Frau nicht mehr fand? Keine Freude sollte sie mehr geben können?

Während sie so grübelte, bot sie gewohnheitsgemäß einem langsam vorbeigehenden Herrn ein Straußchen an. Der blieb stehen, wählte gedankenlos aus, zahlte. — Er hat seine traurigen Augen, dachte die Blumenfrau, und plötzlich raffte sie alles, was sie noch im Korbe verblieben, die

hatte, zusammen, daß sie es mit beiden Händen anfassen mußte, und sagte hastig: „Nehmen Sie die Blumen mein Herr, ich bin zu schwach, um sie nach Hause zu tragen, — sie sollen Freude bringen, nehmen Sie, — nein, kein Geld.“

Wie hatte der Instinkt der Frau sie so gut geleitet. Der Mann, den der Zwischenfall aus seinen Gedanken gerissen hatte, blickte lange verlorren auf die unvorhofften Blumen in seinen Händen, gelbe, langstielige Osterblumen und während ihn Menschen stießen, Wagen lärmten, dachte er, wie sinnlos es ist, seiner Frau den Strauß zu bringen. Lange war es her, daß er so etwas getan hatte; die Freude war ihm genommen worden. Nach den ersten Jahren seiner Ehe, welche die Erfüllung seiner Wünsche zu bringen schienen, waren Mißverständnisse gekommen, Widerstände, Interessenlosigkeit; aus dem Zusammenleben war ein Leben nebeneinander geworden, die freien Stunden abends zu Hause wurden zur Qual. Da ging man lieber zu Freunden, die Angst vor Zermürbung und Resignation vertriehen.

Was sollte er mit den Blumen? Ellinor würde lachen. —

Die Sonnenstrahlen kamen schon ins Zimmer, als Frau Ellinor erwachte. Vermutend sah sie nach dem Tisch herüber, auf dem ein großer Busch gelber Blumen stand. Verwirrt, als träume sie noch, strich sie sich das Haar aus der Stirn. Ja, was kam denn ihrem Manne in den Sinn? Draußen läuteten die Glocken. Ostern war heute, und da hatte er an sie gedacht und ihr diese Blumen gebracht, die sie so liebte, — vielleicht war es doch ein Traum, denn dies alles war so ungewohnt, und fremd: Dies Zeichen eines Liebenden, die sich aufwachenden Erinnerungen an andere tröstliche Ostertage, das seltsame, warme Gefühl, das ihren Körper durchdrönte, die heimliche Scham. —

Als der Mann sie begrüßte, reichte sie ihm erst die Hand: „Ich danke Dir, Hans.“

Dann sahen sie beide eine Weile stumm, die Hände ungelöst, gebannt vor dem einen großen Gefäß, daß es immer eine Auferstehung gibt, immer den Anfang zu einem neuen Leben, wenn die Brücke dazu gefunden wird.

Heimkehr

Von Walter Meding.

Um die Jahreswende hatte die Verwirrung begonnen. In den kleinen Laden des Sändlers Stephan Steppach in Rafan trat eines Tages in später Abendstunde ein Fremder. Er

hatte, zusammen, daß sie es mit beiden Händen anfassen mußte, und sagte hastig: „Nehmen Sie die Blumen mein Herr, ich bin zu schwach, um sie nach Hause zu tragen, — sie sollen Freude bringen, nehmen Sie, — nein, kein Geld.“

Wie hatte der Instinkt der Frau sie so gut geleitet. Der Mann, den der Zwischenfall aus seinen Gedanken gerissen hatte, blickte lange verlorren auf die unvorhofften Blumen in seinen Händen, gelbe, langstielige Osterblumen und während ihn Menschen stießen, Wagen lärmten, dachte er, wie sinnlos es ist, seiner Frau den Strauß zu bringen. Lange war es her, daß er so etwas getan hatte; die Freude war ihm genommen worden. Nach den ersten Jahren seiner Ehe, welche die Erfüllung seiner Wünsche zu bringen schienen, waren Mißverständnisse gekommen, Widerstände, Interessenlosigkeit; aus dem Zusammenleben war ein Leben nebeneinander geworden, die freien Stunden abends zu Hause wurden zur Qual. Da ging man lieber zu Freunden, die Angst vor Zermürbung und Resignation vertriehen.

Was sollte er mit den Blumen? Ellinor würde lachen. —

Die Sonnenstrahlen kamen schon ins Zimmer, als Frau Ellinor erwachte. Vermutend sah sie nach dem Tisch herüber, auf dem ein großer Busch gelber Blumen stand. Verwirrt, als träume sie noch, strich sie sich das Haar aus der Stirn. Ja, was kam denn ihrem Manne in den Sinn? Draußen läuteten die Glocken. Ostern war heute, und da hatte er an sie gedacht und ihr diese Blumen gebracht, die sie so liebte, — vielleicht war es doch ein Traum, denn dies alles war so ungewohnt, und fremd: Dies Zeichen eines Liebenden, die sich aufwachenden Erinnerungen an andere tröstliche Ostertage, das seltsame, warme Gefühl, das ihren Körper durchdrönte, die heimliche Scham. —

Als der Mann sie begrüßte, reichte sie ihm erst die Hand: „Ich danke Dir, Hans.“

Dann sahen sie beide eine Weile stumm, die Hände ungelöst, gebannt vor dem einen großen Gefäß, daß es immer eine Auferstehung gibt, immer den Anfang zu einem neuen Leben, wenn die Brücke dazu gefunden wird.

Heimkehr

Von Walter Meding.

Um die Jahreswende hatte die Verwirrung begonnen. In den kleinen Laden des Sändlers Stephan Steppach in Rafan trat eines Tages in später Abendstunde ein Fremder. Er

Tag" — in hochendem, unbesonnenen Deutsch, aber es war deutsch. Der Andere meinte, es handelte sich um einen besonderen Gefallen und wollte ihm ein Extratrinkgeld anbieten, das Andrej in einem plötzlichen Schamgefühl ablehnte.

Und das Weitere ergab sich fast gegen Andrejs Willen. Der Deutsche interessierte sich für ihn. Und zwischen verwirrenden Zweifeln fügte sich die Vergangenheit Andrejs, die er infolge einer Verwundung mit seinem Gedächtnis verloren hatte. Es ging ein Brief nach Deutschland an eine Frau Küstner, ob es einen Kaufmann Andreas Küstner gegeben hätte. Und nach drei Wochen kam die Antwort: ihr Mann Andreas Küstner wäre im Sommer 1917 verstorben in russische Gefangenschaft geraten und seitdem verschollen. Wenn man sein Grab gefunden hätte, so sollte man für inliegenden Geld einen Grabstein daraufsetzen.

Und Andrej? Stepan Stepanowitsch sagte nicht: Du mußt in ein Epital, Andrej, hörst du? Ich glaube, mit dir ist etwas nicht in Ordnung. Andrej wollte nicht wegzuhren. Es kam ja alles ein Zufall sein, aber... auf einsamen Spaziergängen, auf denen sich die Erinnerungsbilder zu stechendem Schmerz verdichteten, sah er seine Frau, seine Wohnung, den täglichen Weg zum Geschäft, hörte er Worte, die ihn angingen. Je mehr er daran dachte, je eindeutiger die Bemerkungen wurden, um so unruhiger heßten seine Gedanken durcheinander. Er hatte Angst. Wenn auch Alles stimmte, so hatte ja kein Zuhause mehr... je zehn Jahre... in zehn Jahren konnte viel geschehen. Er dachte diese Gedanken nicht weiter. Er schlug sich mit ihnen, wehrte sich gegen sie in langen qualvollen Nächten.

Trotzdem sah er eines Tages im Zug. Aber seine Gedanken verwirrten, überschlugen sich während der togelangen Fahrt. Die Verwirrung währte bis zu dem Ziel seiner Reise, erreichte ihren Höhepunkt, als ihr seine Frau am Palmsonntag, gerade als in der Kirche das Miserere gesungen wurde, auf dem Bahnhof erkrankte und über seine Schwelgerei erkrankte. Sie mal Seelen, das war so: wir hatten uns zu einem Spaziergang verabredet. Und wie das so ist... wir verirrten uns, ja. Nun wiesst du wahrscheinlich mit dem Abendbrot so lange gerastet haben...

Sie drückte ihn in die Kissen zu Hause, weinte erzählte mit einer weichen, tiefen Stimme, die er nicht verstand, die ihn aber einschloß wie ein Wiegenlied. Und nun kamen Tage, unter deren Stille sie zusammenzubredern drückte. Tag für Tag sah sie an seinem Bett los aus seinem Gesicht die Lebensgeschichte eines Menschen, den sie noch immer nicht kannte, den verstand, als wäre sein Gesicht ein frommes Buch und in der ganzen Stadt war eine Stille, als hörten alle auf die unregelmäßigen Atemzüge dieses einen Menschen, der aus einem Leben in das andere hinüberstrich.

Am Ostermorgen aber, als die Glocken über der Stadt läuteten, erachte Andrejs Küstner aus Bestimmungsgelassenheit und Schlaf. Er hörte die Glocken, glaubte auch Orgelspiel zu vernehmen zu können. Und plötzlich waren seine Worte wie ein nachdenkliches Mitsingen:

„Ich würde, daß ich noch einmal nach Hause finden würde.“

Und noch länger Zeit, während der noch immer die Glocken läuteten:

„Warum läutet es?“

„Ostern!“ Nun hielt es sie nicht mehr in ihrer zwangvollen Beherrschung. Sie drückte das Gesicht dicht neben seines in die Kissen, damit er ihre Tränen nicht sähe.

Er verstand sie und träumte still in die weiche Zimmerdecke hinein, unter der die ersten Flügel kummten. Und es war noch namenlosem Leid, das ihm erst nachträglich bewußt geworden war, der erste Traum eines angehenden Lebens.

Zwei Ostern

Skizze von Werner Barfels.

Unruhig sah Silde Steffens nach dem Zifferblatt: Halb sieben erst. Für acht Uhr hatte Hans Nordau sie bestellt. Drüben an der Ecke der Poststraße wollte er mit dem Wagen auf sie warten und sie aus dem Elternhaus in den Frühling des Südens führen. Noch anderthalb endlos lange Stunden, die sie vom Schlaf trennten!

„Um Glück?“ fragte eine Stimme in ihr. „Wird es denn wirklich das Glück sein, das Dich als Hans Nordaus Frau erwartet, wenn Du es nur mit der Flucht aus dem Elternhaus gemeinen kannst?“

Auferstehung

Armselig und dunkler Glockenton schlugen scheuauflubelnd nun zusammen, und von obenbläulichen Höhen mehr rot die Osterfeuerflammen.

Und ich gehe durch den linden Tag, Winter flieht und jegliche Beschwärze, und durch alle Poren braust neu der Geist der alten Erde.

Ludwig Bäte.



Die Uhr schlug sieben. Silde sprang aus dem Nachdenken hoch, kleidete sich zum Fest, das sie erwartete, zur Flucht mit Hans Nordau. Sie warf ihre Sachen in den Handkoffer, nur das Notwendigste wollte sie mitnehmen, alles andere hier lassen, bei den Eltern, die ihr das Glück an der Seite des jungen Sportsmanes — des Nichtstuers, wie sie ihn nannten — nicht gönnten wollten. „Nur Dich will ich haben, wie Du bist, bettelarm!“ hatte er gesagt. Hastig warf sie einige Zeilen auf das Papier und nahm darin in kurzen Worten Abschied von der Mutter.

Leise stahl sie sich aus der Wohnung, hastete die Treppen hinunter, eilte an den Häusern entlang, sah den grauen Sportwagen an der Ecke und flog in Hans Nordaus Arme: „Hans! Alles habe ich hinter mir gelassen! Fahr zu in den hellen Osterfest, in die Freiheit, ins Glück!“

Sie gewannen die freie Landstraße, flogen auf dem weißen staubigen Band dahin, immer schneller dem Frühling entgegen; ein Wagen nach dem anderen blieb hinter ihnen, wurde von der aufwirbelnden Staubwolke verschluckt.

Sie fuhren den ganzen Tag, immer dem Süden zu, hielten nur kurze Rast und jagten weiter in den sonnigen Abend hinein. Wutro glänzte die scheidende Sonne auf weißen Häusern, in spiegelnden Fenstern, als sie das Weichbild der großen Stadt erreichten. Wutro! Ammerle es Silde vor den Augen, als — ein Stolz sie aus den Postern schweberte. Die Sonne ging unter, es wurde Nacht um sie.

— Tammernd lag Silde in den Kissen, hörte eine leise, bekannte Stimme flüstern: „Hörst Du die weiche Hand über ihre Arme streichen, spürte eine Wärme über den Augen und erachte, erinnerte sich jäh der letzten Bilder: die sich in ihr Gedächtnis geprägt, rief das Tuch von der Stirn und sah — nichts. „Meine Augen, meine Augen!“

Stöhnend sank sie in die Kissen zurück. Wieder fuhr die weiche Hand über ihre Arme, über ihr Gesicht, und die Stimme der Mutter kummelte: „Kind, Kind!“ und wußte keinen besseren Trost.

In ununterbrochener Nacht verstrichen endlos lange Tage. „Hans! Wo bleibt Hans?“ Silde Stimme gitterte in Erwartung einer schrecklichen Antwort. „Nein, er lebt, Kind! Heute wird er dich besuchen.“

Sie hörte seinen festen Schritt, kühlte seine Hand in der ihren — halt und widerstrebend. „Hans, bist Du gesund? Hans, was ist Dir?“ Er lagte ruhig, hart, ohne Zögern: „Arme Silde, wer ahnte, daß unsere Fahrt in den Frühling so jäh enden, unser Glück für immer zerstören würde! Das können wir beide uns jetzt noch bieten?“ — Er sprach weiter, und merkte nicht, daß die Ohnmacht ihn nicht mehr hörte...

— Wieder huschte die warme Frühlingssonne über die Erde und strich lieblosend über das Gesicht der Blinden am Fenster der Anstalt. „Ein Tag wie damals, als ich ins Glück hinein zu fahren glaubte und ins Verderben rammte!“ Das gräßliche Erleben zog wieder vor Silde innerem Auge vorüber: Sie erinnerte sich an das Unglück, an die Gefühlslosigkeit des Geliebten, an den Entschluß, in die Anstalt zu treten, um unter Leidensgenossen ihr Los leichter zu ertragen; sie dachte an den kräftigen, frühen Trost des jungen Anstaltsgeistlichen, der sie immer wieder aus der Verzweiflung rief und sie zu überzeugen suchte, daß auch sie, eine Blinde, ein vollwertiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein könne.

Die Glocken der Anstaltskirche riefen zum Ostergottesdienst. Silde tastete den Gang hinunter zur Kirchentür, fand, von der Schwester geleitet, ihren Platz unter der Kanzel und

geleitet, ihren Platz unter der Kanzel und

„Christus, der Auferstehene, der tot war und lebendig ist, er legt seine Hand auf uns: „Fürchtet Euch nicht!“ Wenn Euer Herz zittert und bebt, in den bangen Stunden der Einsamkeit und der Nacht, der Angst und der Verzweiflung, so sei Christus, der aus der Nacht zum Licht aufstieg, Euer Trost. Denn er ist der Lebendige und immer allen denen nahe, die ihn suchen, wie das Leben in der tiefsten Not noch immer denen nahe ist, die es nur greifen wollen. Das Leben? mögt Ihr fragen. Was kann es uns Blinden noch bringen? Alles, was ich Euch, alles, was es den Sehenden nur schenken kann: Arbeit, Freude und Liebe!“

Wieder sah Silde am Fenster in der Sonne; sie dachte an die Worte des Geistlichen. Da trat er selbst auf seinem Rundgang durch die Anstalt in ihr Zimmer und setzte sich zu ihr. Sie saßen sich lange stumm gegenüber, und Silde fühlte die Nähe seiner starken Persönlichkeit. „Von Liebe haben Sie zu uns, den Blinden, gesprochen, vom Leben, das wir nur zu greifen brauchen, um es zu finden. Rührt sich denn eine Hand von uns greifen, eine Hand, die uns ins Leben führen kann: wann und wo?“ Ich glaube es nicht.“ Ihre Stimme zitterte.

Da faßte er ihre Hand, hielt sie fest und kühlte sie: „Glauben Sie es jetzt? Glaubt es, Silde?“

Und er führte sie in ein neues Leben.

Blumen im Schnee

Ein Ostererlebnis von G. W. Deininger.

Ostern! Zeit des weichen Winters, des keimenden Frühlings, der letzten Bergfahrten des Schneeschuhläufers. Noch deckt meterhohe Schneefschicht die Schrammen des Felsbodens und läßt die Schier in alpenrauber Fahrt zu Tal sausen; die Tage sind länger, klarer; blauer Frühlingshimmel wölbt sich über den Bergen im schimmernden Winterkleid, und an sonnenscheinigen Hängen lugen vorstichig zarte blaue Krokusblüten, rote Bergprimeln, gelbe Gurliken, hellrote Goldoronen aus dem schimmernden Schnee, die erstenboten des Frühlings.

Ostern in den Bergen! Oft habe ich sie erlebt, doch nie so schön und ergreifend wie damals vor zehn Jahren drüben an den Hängen des hartumkämpften Ziroler Tales. Die Schneefschicht packt mich, zieht mich dorthin, wo ich ungeschlagbar fahrte, ungeschlagbar schönes erlebt habe.

Ich fuhr hinauf aus dem Nebel des Felslandes in die Berge. Das Knarren der Rastplatzstangen empfing mich, als ich wieder den deutschsprachigen Ort betrete, der einst neun Monate lang das Stabsquartier meines alten Jägerregimentes barg. Ich finde den Wirt vom „Weißen Rößl“ wieder, der damals unser Führer war, als wir die Stellung an der Feuerwand bezogen; tiefe Furchen haben ihm die Qualen der Fremdenherrschaft um den harten Mund gegraben. Wir sprechen von der Not des Deutschthums unter welchstem Speier und von vergangenen Kriegstagen; er freut sich von Herzen des deutschen Gastes, denn nur selten kommen Besucher aus dem Reich hinaus in die stillen Seitentäler.

Am nächsten Tage steige ich die Gänge hinauf aus dem Vorfrühling des Tales empor in den Winter der Berge. Ich finde die verschneite Spur des alten Tragtierpfades und gleiche aufwärts zum Bergfattel, wo der Blick hinüber fliegt in den einst jäh umkämpften Bergkessel. Ich sehe den tief unter Schneeliegenden Laufgraben, der am Hang entlang zur alten Niegelfstellung führt. Tot ist der Weg, den einst Hunderte täglich gingen; einsam stehe ich auf der Höhe, die von italienischen Granaten zerfurcht wurde und vom kausenfachen Widerhall des Geschützdonners dröhnte.

Die Schneefschicht tragen mich weiter zur alten Stellung am Fuß der steilen Feuerwand. Verlassen liegen die Gräben, schwarz harrten Schutzschilde zwischen verfallenen Brustwehren. Bepflanzte strecken spanische Reiter ihre morschen Arme mit dem überschneiten Drahtgerüst in die laute Stille. Da gähnt mir aus dem Schnee ein dunkles Loch entgegen; ein zerplitterter Balken liegt über dem halbverfallenen Eingang. Ich schmale die Schneefschicht ab, gleiche hinein durch die schwarze Öffnung, lasse die Lampe ausfliegen und erkenne ihn wieder, den alten Unterstand, der neun Monate lang mein Heim war, Freund und Feind des Alpenjägers sah. Dort in der Ecke habe

ich gelegen, da steckst noch der Krampfen in der Eisenwand, an dem Leibriemen und Stahlhelmingen, hier enden die Drähte, die mich mit dem Regimentsgesetzstand am Bergfattel verbanden. Hunderte alte Erinnerungen finden ich wieder.

Blutrot kletterten die letzten Strahlen des Karfamtags die Feuerwand hinauf, als ich aus dem Unterstand trete, und versprechen herrliche Ostern. Verschommen liegt der Bergkessel in der hereinbrechenden Dämmerung.

Ich richte mich notdürftig auf meinem alten Platz ein, hole mir Schnee zum Kaffee, den ich wie einst auf dem kleinen Spiritusheerd bereite, und kauer mich in Decke und Mantel gehüllt zum Schlaf. Ich träume von damals, von den Ostern, die ich vor zehn Jahren hier erlebte.

Mühsam war ich von der Grabenpatrouille in den Unterstand gekrochen; draußen segelten Regen und Schnee von den jenseitigen Bergen herüber den Felsen ins Geficht und ließen die Hand nicht vor den Augen erkennen. Eine Nacht, so recht geeignet für einen Ueberfall der Italiener.

Und sie kamen. Das Schießen der Marm-pflege rief mich an das hadende Maschinen-gewehr; die Granaten dröhnten und spritzten heulende Splitter in Menschenleiber, die sich vor uns im Stacheldraht kaukten; Pistolenschüsse bellten auf; mörderische Geschrei, Befehle peilschen die verwohnt Anstürmenden in unser Feuer; Fallschirmraketen schwebten von den Felsen herunter, Deutschhugeln pufften hoch; Scheinwerfer fuhren uns blendend in die Augen Granaten segelten in die Wände hinter uns und übergoßen unseren Graben mit hagelnden Steinen. Wir standen an den Wehren und schossen, bis uns die Kasse in den Händen brannten, bis der letzte Schrei im Drahterhau zum nervenzerüttelnden Wimmer wurde. Langsam verstumte auch das letzte Stöhnen.

Der jagende Wind trieb Wolkenstehen über die Berge, legte den Himmel rein, und ein lachender Frühlingsmorgen kam mit der warmen Sonne über die Feuerwand herüber zu uns ins Tal des Todes. Der Schnee war von den grünen Matten geschmolzen, und Taupferlen glitzerten millionenfach von jungen Grasblättern. Ein Meer von blauen Krokusblüten schimmte vor den Gräben, gelbe Gurliken säumten die Schneefschicht, die noch in den Felschründen hielten und von leuchtenden roten Algen gefärbt waren, in den Mulden lagen zarte Goldoronen und rote Bergprimeln wie Wäutstropfen auf der schwindenden weißen Decke. Schneefschicht florierten an den Wänden hoch, verstrüht Schmetterlinge gaukelten in der reinen Morgenluft. Die Berge lagen in klarer Pracht, und über all dem Frieden wölkte sich der fleckenlose, strahlende Himmel. Da klang ein Schwirren und Dröhnen aus dem Tal herauf, erst schüßern und leise, dann machtvoll schwellend und tausendfach von den Wänden des engen Bergkessels widerhallend; dort unten käumten die Osterglocken, und wir vergaßen den Krieg.

Ich wachte auf, und was ich geträumt, ist Wirklichkeit. Vor mir liegt die ganze Pracht des jungen Frühlings, der über Nacht Einzug gehalten, das neue Leben ist erwacht; die Glocken dröhnen aus dem Tal zu mir herauf; juchzend läuten sie im italienisch gemordenen Land das deutsche Osterfest ein.

Christ ist erstanden
Vor der Marter alle,
Daß von deutschen Lenden
Fremdes Joch einst falle.

Das Osterwasser

Eine heitere Skizze von Richard Blasius.

Mit der quacksilbernen Ausgelassenheit ihrer neunzehn Jahre tanzte die Leni durch das Leben. Als ihr Gegenpart konnte der Anton gelten, der langsamen, bedächtigen Schrittes zu gehen gewohnt war, obgleich die Last seiner fünfundsiebzig Jahre noch nicht allzusehr drücken konnte. Wapperte das Zünglein der Leni von früh bis abends gleich einem Wühlennabe, so ermies sich Anton auch insofern als Gegenpart, indem er von schwerfälligem Zungenschlag war. Im Neukern der beiden hörte aber die Gegengleichheit auf. Sie waren hochgewachsene, gesunde, kernige Kinder des Gebirgstales, und schließlich ähnelten sich auch darin, daß ihre Väter als Besitzer auf jattlichen Bauernhöfen saßen.

Ostern

Weit noch vor Tau und Tag dunkelt die Erde. Wächterruf über dem Hag, reckender Donner Schlag: Nach auf und werde!

Göttlicher Menschenschrei lockert das Siegel: Brich deine Haft entzwei, spreng den Niegel: Nach auf und sei!

Morgenwind brandet schwer über die Schollen, leuchtend sticht Speer an Speer hoch aus dem Dunkelmeer ins Donnerrollen.

Brausend ein Jubelton! Ueber den Weiden hochauf zum Himmelsthor, seh ich den Menschensohn, den König schreiten.

Carl Robert Schmidt.



Da die Gegenstände einander bekanntlich anziehen, hatten sich die beiden auch nur um so lieber. Das ahnten sie zwar voneinander, aber ohne jemals darüber zu sprechen. Wenn auch Leni sich durchaus nicht gecheut hätte, ihre Gefühle offen zuzugeben, so konnte sie das doch leider nicht tun, weil bisher über Antons Lippen noch keine entsprechende Frage gekommen war. Anton wiederum hätte zwar sehr gern gefragt, aber zwischen Entschluß und Ausführung lag bei ihm eine lange Zeit, und diese wurde stets so kühnlos von dem Wappermäulchen Lenis ausgefüllt, daß der Bursche darüber nicht zu Worte kommen konnte. Wenn sie bloß einmal fünf Minuten lang den Mund halten wollten! hatte Anton schon oft gefeußt.

Da war es einige Tage vor dem Osterfeste, als Leni eines Abends in die armselige Hütte der achtzigjährigen Kräutlerinore schlüpfte. „Lenore, ist das mit dem Osterwasser wirklich wahr?“ haßte ihre Frage, als die Türe noch gar nicht in das Schloß geschnappt war.

„Guten Abend, Leni!“

„n Abend, Lenore! Sag! Ist es wahr?“

„Was?“

„Daß man das ganze Jahr über hübsch bleibt, wenn man das Gesicht mit Osterwasser wäscht?“

„Häh, freilich wird man schön. Ach so vom Schönheitsfleck spricht Du. Na, ja, hast schon recht. Gehört gewiß nicht zu den Fäulnissen. Also hol nur Osterwasser! Kannst sicher sein, daß Du das ganze Jahr über schön bleibst, wie Du bist. Aber am ersten Osterfesttag ganz früh muß Du gehen, wenn die Sonne aufgeht, und kein einziges Wort darfst Du unterwegs reden sonst ist es mit der Kraft des Osterwassers vorbei.“

Voll gläubiger Ehrfurcht vor diesem Wunder des Ostermorgens ging Leni nach Hause. Die Kräutlerinore aber traf anderntags den Anton und zwischen dem umgleichen Paare gab es ein geheimnisvolles Flüstern. Als sie voneinander schieden, kicherte die Alte listig, und der Bursche schmunzelte verschmitzt.

Es war am Ostermorgen. Grau dämmerte der Festtag herauf und vertrieb die Schatten



der Nacht, da erwachte in einer Kammer ein Zimmerknecht. Leises Leben. Ganz beifühn, damit ja die alte Bettstatt nicht anarre, stand Leni vom Lager auf, huschte leichtfüßig über die ausgestreuten Decken, daß auch diese ruhig weiter schlummerten und nicht in Verdrückung kamen, mit ihrem Weiden den unten im Erdgeschloß schlafenden Vater zu wecken. Das Mädchen kleidete sich an, warf ein Handtuch über die Schulter und tappte treppab. Der verrostete Haustürschlüssel hätte sicherlich verärrerlich gekreisch. Daher glitt sie lautlos wie ein Biesel durch den Stall und von da in den Hof. Am Brunnenröge wusch sie sich den Rest des Schlafes mit eiskaltem, kristallklarem Brunnenwasser aus den Augen, ergriff einen braungelbten Tonkrug und machte sich auf den Weg nach dem Biefenquell hinter der Viehkoppel. Sie frohlochte, daß es ihr gelungen war, so völlig unbemerkt zu entweichen. So oben wurde sie von den ersten Strahlen der Sonne begrüßt, die über den Wadberg lugten.

Aber plötzlich klang auch in ihren Ohren ein Gruf.

„Guten Morgen, Leni!“

Sie wandte überrollt den Kopf. Hinter der Scheune trat Anton hervor und gesellte sich ohne weiteres zu ihr.

Sie versuchte, seine Begleitung mit finsternen Blicken abzuwehren. Himmel, sah der Mensch denn nicht, daß sie Osterwasser holen wollte und daher nicht reden durfte?

Aber der Bursche blieb hartnäckig an ihrer Seite. Auch gut so! Gefährlich konnte das ja nicht werden. Der Anton war ja kein Freund vieler Worte. Stumm liefen sie nebeneinander her. Das Mädchen war ängstlich darauf bedacht, ja keinen Laut über die Lippen schlüpfen zu lassen, wenn es dem Burschen doch einfallen sollte, zu reden. Schon hatten sie die Hälfte des Weges hinter sich, da begann er plötzlich zu plaudern. Obwohl er keine Frage an Leni richtete, ärgerte sie sich doch, daß sie nicht sprechen konnte. Immer eifriger ging Antons Mundwerk. In Leni glomm allmählich der Zorn auf. Zu anderen Zeiten tat der Bursche den Mund nicht auf, und gerade heute, wo sie stumm bleiben mußte schwahte er wie ein Wodohat darauf los. In Leni begann es zu kochen.

Da hielt Anton das Mädchen am Arme fest. „Du Leni,“ sagte er gärtlich, „ich hab dich schon lange fragen wollen. Nun halt ich's nicht länger aus. Hast Du mich denn nicht ein bißl' gern?“

Leni gitterte wütend am ganzen Körper, rief sich los und versetzte dem Burschen eine schallende Ohrfeige. „Und ausgerechnet jetzt mußt Du danach fragen, wo ich Osterwasser holen will?“ schrie sie ihn an, während ihre Augen in heller Empörung funkelten.

Diesen Ausgang hatte Anton nicht voraus gesehen. Er warf einen verworrenen Blick auf das Mädchen, rief sich die getroffene Wangen und stammelte erschröden: „Na, da nimm mir's nur nicht übel!“

Leni aber, noch immer voll kochenden Zornes, warf den Krug in weitem Bogen von sich, daß er am Boden zerfiel und schrie: „Nun ist's aus mit dem Osterwasser.“

„Warum magst Du mich denn gar kein bißel leiden?“ fragte der Bursche niedergeschlagen. „Was-as? Und la-angst zum Heiraten?“ „Was denn? Ich mag Dich doch,“ entfuhr es verwundert Lenis Lippen.

„Na, freilich, Toni.“

Mit einem Freundschaftsriß rief der Bursche das Mädchen an sich. Als sie Hand in Hand in das Dorf zurückschritten, dachte Leni nicht mehr an das wunderkräftige Osterwasser. Anton aber eröffnete seinem Vater, daß er die Simmer Leni zu heiraten gedenke.

„Hat sie dich auch gern?“ fragte der alte Hausier.

„Das wird sein. Den schlagenden Beweis spüre ich jetzt noch.“

Der Brief

Oster-Skizze

von Heinz Ludwig Raymann.

Wenn Ostern nahte und alles umher im Frühlingsschlicht glänzte, verblüfften sich die Gesichter der alten Hellwigsleute. Sie hatten vom Osterfest nichts zu erwarten als böse